

## Inhalt

Geleitwort: Das Geschlechterverhältnis bei Produktion und Reproduktion – Lernen in der Schule der politischen Erfahrung .....	IX
Die 1960er Jahre: Schaltjahre <b>XI</b> · »Wir stehen nicht am Ende unserer Demokratie, wir fangen erst richtig an« – oder: »Transformation der Demokratie?« <b>XVI</b> · Sozialistische Utopien – oder: Wohin geht der Weg? <b>XVIII</b> · Sozialismus – eine Sackgasse? <b>XXI</b> · Sozialismus – was muss sich ändern? <b>XXIV</b> · Zwischenbilanz – und dann? <b>XXVI</b>	
»Über was schreibst du denn?« .....	3
1. Der Mann Marx. Kopf und Hand – wo bleibt denn da der Rest? .....	17
Die Ware ist nicht nur ein »Ding«, sie ist auch eine Kraft <b>18</b> · Meine Mutter verkauft nicht meine Arbeitskraft, das ist der Haken <b>22</b> · Arbeitsmänner entspringen den Köpfen von Arbeitsmännern <b>24</b> · Gäbe es keine Fabriken, hätte Marx die Frauen ganz übersehen <b>26</b> · Empirischer Beweis oder: Was meint denn meine Mutter? <b>28</b> · Der Kapitalismus allein trägt keine Schuld daran, daß Marx die Frauenarbeit nicht gesehen hat <b>32</b> · Arbeit: »Er unterwirft die seiner Leiblichkeit entspringenden Kräfte seiner Botmäßigkeit« <b>34</b> · Natur, Rohstoffe, Frauen und männliche Werkzeuge aller Art <b>43</b> · Das Rätsel der Sphinx ist der Mensch: Kritisches zum »tendenziellen Fall der Profitrate« und zu den »ungeheuren Produktivkräften« <b>56</b> · Superkopfmonster als Resultate der erfüllten Menschheitsgeschichte? <b>69</b> · Zur Vermeidung von Mißverständnissen <b>81</b> · Die Familie hat sich aufgelöst, die Bourgeoisie zeugt die waffenführenden Proletariermänner, und die Frau gibt sich rücksichtslos dem Geliebten hin <b>88</b> · Die Männer wollen nur sich allein als Produzierende sehen. Und was sehen sie heute? Das Haupt der Gorgo! <b>97</b>	

2. **Trotz alldem! Wir sind Kopfmenschen. Zum »Vulgärmarxismus« der alten Sozialdemokratie . . . . 105**  
 Lassalle oder: Der Kopf als Gottvater 105 · Liebknecht oder: Durch Kollektivarbeit immer höher und höher hinan 110 · Nürnberger Trichter und Maschinen produzieren Sozialdemokraten 114 · »Die Arbeit ist der Heiland unserer Zeit« (Joseph Dietzgen) 121 · »Das sind die Arbeitsmänner, das Proletariat« 122 · Organisation oder: »Die Übertragung dieser Darlegungen aus dem Militärischen ins Politische bedarf keiner langen Diskussion« 138 · Ein Versuch zur Thesenbildung 149
3. **Kopf und Hand allein können nur getrennt beisammen sein. Notizen zur Geschichte der feindlichen Brüder und zum Sozialstaat . . . . . 155**  
 Produktivkraftentwicklung als »maschinisierte Kampftätigkeit der Massen« 155 · Das Bündnis zwischen Kopf und Hand im »freien Westen« 161 · Rationalisierte Wirtschaft und Sozialstaat: die beiden Großgesamternährer 163 · Der freie Arbeitskraftverkäufer oder: »... daß er sein eigener Herr sei, mithin irgendein Eigentum habe« 166 · Rationalisierung, Vernunft und der irrationale Rest 174 · Die »Vergewaltigung der menschlichen Natur« wird dem Kapital überlassen 177 · Der Triumph des Kopf-Hand-Baumeistermodells und die Niederlage von 1933 180 · Zunächst die Rechts-Mitte-SPD: 183 · Und jetzt die KPD: 184 · Zwischen den Linien 185 · . . . und was die Bilder zeigen! 196
4. **Die Sozialstaatskrise oder: Der drohende Sieg der körperlosen Köpfe . . . . . 205**  
 Die Rebellion der Familienväter gegen den großen Sozialstaatspapa 205 · Industrie und Gesellschaft. Das ehemalige Reich der Sonne wandelt sich zum Reich des Todes 211 · Wo haben die Herren denn ihren Kopf gelassen? Oder: Der Kopf als Alleingebärer 216
5. **Die Hände am Ende?! . . . . . 227**  
 Die Traurigkeit der Industriesoziologen oder: Ist Wissen wirklich noch Macht? 227 · Der große Sozialstaatspapa

unter Streß	230	· Das Problem mit der Gleichheit	239	·	
Zum Beispiel die 35-Stunden-Woche	247	· Nur der Klassenfeind ist verantwortlich, wir waschen unsere Hände in Unschuld	254	· Ist die Marxsche Werttheorie wirklich eine umfassend kritische Theorie?	261
<b>6. Was ist so mystisch an der »Weiblichkeit?«</b>	<b>269</b>				
Die Praxis bestimmt das Bewußtsein, daran halte ich fest	270	· Tut Penelope wirklich nichts? Notizen zu männlichen Verdrängungskünsten	279	· Sperr sie ein, dann bleibt sie klein	286
Kleiner Exkurs zur Beziehungsarbeit	290	· Thesen zur Frauenarbeit	293		
<b>7. Das »Werkzeug machende Tier« ist kein lebensprudelndes Unschuldslamm</b>	<b>305</b>				
Zur Produktivität und Gewalt von Männern	305	· Wie hielten es die Erzväter Marx und Engels mit der Gewalt?	307	· Töten ist Männersache	312
Warum haben die Maschinen die Knechtschaft nicht abgeschafft? Unfertiges zum Mißlingen des Menschheitstraums	316				
<b>8. Die Frau Rosa Luxemburg</b>	<b>325</b>				
Rosa Luxemburg sieht hin. Und was springt ihr ins Auge? Die Gewalt!	329	· Tatsächlich, die Reproduktion ist für die Frau Rosa Luxemburg das A und O	351	· Kleiner Exkurs für Marxismus-Ökonomie-Experten	372
Sie war eine Frau, die Politik macht	378	· Der Massenstreik ist kein Rechenexempel von oben	380	· »Alles ist aufzunehmen, was in den Herzen der Massen liegt«	384
Gegen die quantifizierende Kastenbaumethode	386	· Lernen durch Erfahrung	389	· Der Mythos von »den Massen«	392
Rosa Luxemburg war nicht unter anderem auch noch eine Frau	393				
Kein Ende	395				
Anmerkungen	397				
Abbildungsverzeichnis	416				



## Geleitwort

### Das Geschlechterverhältnis bei Produktion und Reproduktion – Lernen in der Schule der politischen Erfahrung

Der Titel von Christel Neusüß' Streitschrift ist ein Affront: Hatte nicht Karl Marx, neben Friedrich Engels der bedeutendste Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus im 19. Jahrhundert, den Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, vom »Kopf auf die Füße« zu stellen versprochen? Hatte er nicht versucht, das idealistische Konstrukt von der dialektischen Selbstverwirklichung von Freiheit und Vernunft in der Geschichte durch eine soziale Theorie der Selbstbefreiung der unterdrückten Klassen in der Geschichte zu ersetzen? Christel Neusüß bezeichnet Karl Marx mehrfach als ihren »Zweitvater«, doch will sie mit ihm das machen, was junge Erwachsene mit ihren Eltern eigentlich immer machen (sollten): Sie arbeitet sich an ihm ab – was ist wichtig, was habe ich von ihm gelernt, wo aber grenze ich mich ab, wo gehe ich weiter? Ja: Wo irrte auch dieser Heroe des wissenschaftlichen Sozialismus und wo legte er falsche Fährten in der sozialistischen Geschichte?

»Kopfgeburten« – nichts weniger als das Bild von Pallas Athene, die Gottvater Zeus aus dem Kopf entspringt, muss herhalten, um den zentralen Bruch in der marxistischen Theorie aufzuzeigen, nämlich zu beanspruchen, Theorie einer sozialen Bewegung, einer sozialen Emanzipation zu sein, letztlich aber gedankliches Konstrukt zu bleiben, von den Kainsmerkmalen dessen gekennzeichnet, was sie zu überwinden vorgab. Ihr entscheidender Denkfehler bestehe darin, den reprodukt-

tiven Bereich, damit auch den Bereich Entstehung, Geburt, Erziehung und Regeneration von Personen, damit wesentliche Teile weiblicher Arbeit, nicht nur zu verkürzen, sondern massiv abzuwerten. Reproduktion erscheint bei ihr als ein Ergebnis des Produktionsprozesses, in dem die männliche Arbeit dominiert. Doch dieses wäre noch nicht so schlimm, könnte man den »alten« Marx einfach links oder rechts liegen lassen und mit eigenen Strategien voranschreiten. Aber aus dieser »Kopfgeburt« folgten, gleichsam als Kettenreaktion, und immer wieder gespeist durch neue Anleihen bei der Kapital-Seite, Konzepte, Strategien, Fehlentscheidungen. Dadurch wurde der Weg einer sozialen Emanzipation mit/oder der Arbeiterbewegung – schon da fangen die Probleme an – letztlich verbaut. Dieses führte einerseits zu den schlimmen Niederlagen im und nach dem Ersten Weltkrieg und dann erst recht im Faschismus. Das Ganze mündete in Sackgassen, sei es in die des sozialen Kompromisses etwa in Gestalt des Sozialstaates innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, sei es in den wirklich nie real existierenden Sozialismus.

Keine Gegenposition in der Theorietradition in Sicht? – Doch: Rosa Luxemburg suchte zwar einerseits die theoretische Arbeit von Karl Marx und Friedrich Engels weiterzuführen, gegen den naturdialektischen Vulgärmarxismus etwa eines Karl Kautsky gerichtet. Aber sie war es auch, die schon damals nicht nur die Frage stellte, wie denn die Produktion in der bürgerlichen Gesellschaft ihren »nichtproduktiven« Voraussetzungen und Folgen zuzuordnen sei – die Natur, ältere Produktionsweisen und vor allem die natürliche Reproduktion von Menschen? Christel Neusüß spitzt diese Frage dahingehend zu, ob denn die rein ökonomische Betrachtung der Reproduktion der Gattung Mensch, das meint deren Nach- und Unterordnung unter den Bereich der Produktion, nicht wieder erneut Herrschaft, Unterdrückung, Gewalt produziert? Ob nicht diese Instrumentalisierung von Menschen in der sozialistischen Theorie letztlich bloß das Spiegelbild kapitalistischer Ökonomie ist? Ob nicht dadurch auf Emanzipation drängende Menschen parteiförmig diszipliniert werden? Und

ob nicht gerade das verloren geht, was soziale Befreiung eigentlich ausmacht, nämlich das »Lernen durch Erfahrungen in politischer Praxis«, dessen Umsetzung in kollektives emanzipatorisches Handeln, ohne dass daraus wieder bloß Gewalt von Menschen über Menschen folgt? Mit diesen Fragen brachte einst die »Genossin Luxemburg« die Sozialdemokratie der II. Internationale und auch schon den Revolutionär Lenin »durcheinander« – der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht durch reaktionäre Freikorps-Soldaten beendete die theoretische Auseinandersetzung um die richtige Strategie im »Massenstreik«, mit fatalen Folgen gerade für die deutsche Linke in der Weimarer Republik nach der Weltwirtschaftskrise. Konnte Christel Neusüß diesen Faden wieder aufnehmen, weiterspinnen, konstruktiv in eine Zeit übertragen, die alles andere als revolutionär gewesen ist – nämlich in die 1980er Jahre: Nostalgie – oder doch mehr? Lernen in der »Schule der Erfahrung«, neue soziale Bewegungen konstituieren, in denen Frauen und Männer als Gleichberechtigte Ziel und Weg mitbestimmen?

## Die 1960er Jahre: Schaltjahre

Rosa Luxemburg war weder die Erste noch die Letzte, die »alles durcheinander« gebracht hat. »Wir sind wieder wer« – dieses Diktum des langjährigen bundesdeutschen Wirtschaftsministers und kurzen Interimskanzlers Ludwig Erhard brachte als Stimmung auf den Punkt, was viele in (West-)Deutschland und in (West)Berlin nach Überwindung der schlimmsten Folgen des Zweiten Weltkrieges dachten. Das ›Wunder von Bern‹ 1954 war noch ein Pflaster auf die geschundene deutsche Seele gewesen, die nicht einsehen wollte, dass sie schuld nicht nur an der eigenen Misere, sondern an Tod und Elend in weiten Teilen Europas während und nach dem Zweiten Weltkrieg war. Nun aber schien der enorme wirtschaftliche Aufschwung im ›Wirtschaftswunder‹ zu bestätigen, dass der deutsche MANN – so die Schreibweise bei Christel Neusüß – erneut

unter Beweis stellen konnte, dass er aus ›Dreck Gold machen‹ kann, dank seines Fleißes, seiner Disziplin, seiner Organisationsfähigkeit. Soziale Reformen wie die große Rentenreform von 1957 schlossen nun auch jene in den Wohlstandszuwachs mit ein, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden waren. Endlich wieder menschenwürdige Wohnungen, genug zu essen, modische Kleidung – kurz: wieder eine ›heile‹ Welt, wie sie sich in den Schlagern der 1950er und 1960er Jahre niedergeschlagen hat (»Wir wollen niemals auseinander gehen ...«, »Weiße Rosen aus Athen ...« etc.). Die Welt war in Ordnung – wäre da nicht das bedauernswerte Schicksal der Kaiserin Soraya von Persien gewesen, die schändlich vom Thron des Schahinschah verstoßen wurde, bloß weil sie keinen neuen Schah gebären konnte. Oder hätte man sich da nicht über den Mord an einer Edelprostituierten namens Rosemarie Nitrebitt ereifern müssen.

Doch hinter diesem Glamour fing es an zu brodeln. Die Gewerkschaften sahen die wachsende Kluft bei der Verteilung des enormen Wohlstandszuwachses und forderten in einem ersten großen Flächenstreik 1963 in Baden-Württemberg einen Nachschlag – und prompt fühlte sich das Wirtschaftsetablishment provoziert. Der auf Ruhe als erste Bürgerpflicht ausgerichtete Wirtschaftswunder-Professor Erhard sah die Gesellschaft durch Interessengruppen belagert und deren Wirtschaft gestört. Er entwarf das Konstrukt einer »formierten Gesellschaft«<sup>1</sup>, in der sich Partialinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen hätten – nur wenige Jahrzehnte nach dem Pakt der deutschen Schwer- und Großindustrie mit der nationalsozialistischen Führung provozierte dieses Konzept schlimme Befürchtungen! In der Retrospektive wirkt das Konstrukt einer »formierten Gesellschaft« zwar harmlos, aber zu Beginn der 1960er Jahre wurde es zum Ausgangspunkt einer kritischeren Betrachtung der bundesdeutschen Entwicklung. Im Kern

1 Bundeskanzler Ludwig Erhard auf dem 13. Parteitag der CDU in Düsseldorf 1965, in: *20 Jahre Bundesrepublik Deutschland*, hrsg. von Michael Hereth. München 1969, S. 203ff.



ging es um die Frage, wie gefestigt diese in hohem Maße von den Besatzungsmächten verordnete Demokratie wirklich war, wenn schon ein kleines wirtschaftliches Husten derartige Überlegungen provozierte. War es eine bloße Schönwetter-Demokratie, die bei echten ökonomischen Schwierigkeiten wieder in Frage gestellt werden würde? Die *SPIEGEL*-Affäre zeigte, wie gut die (demokratische) Regierung in (West-)Deutschland mit dem damals noch faschistischen Spanien zusammenarbeitete.<sup>2</sup> Erste Gedanken, Pläne und Entwürfe zu Notstandsgesetzen machten deutlich: Nicht nur ein äußerer Notstand würde dazu führen, dass Verfassungsrechte eingeschränkt werden würden, sondern auch ein sogenannter ›innerer Notstand‹. Formierte Gesellschaft, *SPIEGEL*-Affäre, Notstandsgesetze: Dieses alles wurde im politischen Diskurs einer sich neu formierenden Linken immer wieder in Beziehung zur jüngsten deutschen Geschichte im Faschismus gesetzt – dessen ›Bewältigung‹ sich doch große Teile der Bevölkerung längst zum Ziel gesetzt und damit ihre Mitschuld an dessen Gräueln beiseitegelegt hatten. Aber wieder gab es ›Störenfriede‹, wie den bedeutenden Juristen Fritz Bauer, der maßgeblich am Zustandekommen der Auschwitzprozesse beteiligt war. Die großen Naziprozesse – fast 20 Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges – offenbarten die Mitschuld auch des gemeinen Volksgenossen,

2 Das Nachrichten-Magazin *DER SPIEGEL* hatte im Oktober 1962, Bezug nehmend auf einen geheimen Bericht, erhebliche Zweifel an der Verteidigungsbereitschaft der Bundeswehr geäußert (»Bedingt abwehrbereit«). Mit Rückendeckung durch den damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß wurden daraufhin die Verlagsräume des *SPIEGEL* durchsucht und für Wochen geschlossen; der Herausgeber Rudolf Augstein wurde verhaftet; Strauß nutzte seine Beziehungen, um den im Franco-Spanien Urlaub machenden Autor des Beitrages, Conrad Ahlers, ebenfalls zu verhaften. Bundeskanzler Adenauer erklärte im Parlament öffentlich, man schaue in einen Abgrund von »Landesverrat«. Diese Vorverurteilung wurde in den späteren juristischen Auseinandersetzungen zurückgewiesen, das Verhalten der Bundesregierung wurde massiv juristisch und öffentlich kritisiert. Es wurden Parallelen zur politischen Justiz der Weimarer Republik und im faschistischen Deutschland gezogen (Verurteilung von Carl von Ossietzky 1931). Franz Josef Strauß musste schließlich zurücktreten, kurze Zeit später wurde auch Adenauer durch Ludwig Ehrhard als Bundeskanzler abgelöst.

zugleich kamen einzelne, heroische Taten zu Gunsten der Opfer des Faschismus ans Tageslicht. Es gab also Alternativen! Doch es wurde weiter geleugnet: die Mitgliedschaft in der NSDAP, das verwerfliche Treiben als Marinerichter noch nach dem 8. Mai 1945 durch den damaligen Ministerpräsidenten Hans Filbinger u.v.a.m.

Die Anti-Hitler-Koalition überdauerte den Vertragsabschluss von Potsdam bekanntermaßen nicht lange. Mit Ausbruch des Koreakrieges 1950 wurde dieser Konflikt erstmals heiß – nun aber an der Peripherie und als ›Stellvertreterkrieg‹. Der Kalte Krieg eskalierte, gerade in Deutschland: Der Mauerbau 1961, die Kuba-Krise 1962 machten deutlich, dass sich die beiden Blöcke starr gegenüberstanden und sich jederzeit gegenseitig vom Erdboden wegbomben konnten. Ein heißer Konflikt allerdings kam in Gestalt des Vietnamkrieges gerade erst richtig in Fahrt. Ohne seine Genese und seinen Verlauf hier darstellen zu können: Dieser Krieg wurde zum Fanal dafür, dass der Einsatz der USA für ›Freiheit‹ sehr wohl auch zu Unterdrückung führen und dass sich eine hochtechnisierte Armee nicht gegen den Widerstand breiter Volksteile durchsetzen kann.

Die 1960er Jahre waren nicht in Ordnung, sie waren »durcheinander«. Wenn dann noch renommierte Expertinnen und Experten deutlich machten, dass das veraltete Schul- und Ausbildungssystem nicht in der Lage sein würde, notwendige Voraussetzungen selbst für eine kapitalistische Wirtschaft zu liefern, dann waren Interessen junger Menschen direkt angesprochen, zumal die der akademischen Jugend. Erste wissenschaftliche Untersuchungen zeigten auf, wo »Bildungsreserven« steckten – auf dem Lande, vor allem bei den Mädchen bzw. jungen Frauen. Die Rolle von Frauen, noch in den 1950er Jahren eher Teil der »industriellen Reservearmee«, die MANN etwa in sogenannten ›Mutti-Schichten‹ dann einsetzen konnte, wenn MANN zu Hause war, wurde von FRAU selbst hinterfragt – auch wenn etwa die Gleichstellung in der Ehe im Artikel 1356 des BGB erst im Jahr 1976 juristisch vollzogen werden konnte.

Diese Elemente zusammen bildeten ein teils stärker ausgeprägtes Amalgam, teils eine Reihenfolge von Anstößen, diese Gesellschaft insgesamt, zumindest Teile in Frage zu stellen – durch Protest, Demonstration, akademische Diskurse, Flugschriften und Bücher. Nicht zuletzt der tradierte Lehrkörper der Universitäten verteidigte seine Position und bezog kritisch Stellung gegenüber dem studentischen Protest (»Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren«). Es bildeten sich Parallelstrukturen an den Hochschulen heraus: die Universität für den ›Schein‹ und die Universität für das kritische Studium, meist in Arbeitsgemeinschaften, Streikseminaren, Marx-Lektürekursen etc. Zwischen der ›Theorie‹ die Praxis: Die damalige Studierendengeneration brauchte keine Fitnessstudios, es wurde fast täglich gegen etwas demonstriert und dieses bedeutete Laufen, Springen, Hindernisse überwinden! Und schließlich: Es wurde überall diskutiert und gestritten, im Seminar, im Café, in der Kneipe, abends zu Hause; es wurde gemeinsam gekocht, getrunken, gelebt. Neue Wohnformen entstanden, ›Kommunen‹, Wohngemeinschaften – Leben und Arbeiten sollten wieder zusammengebracht werden, auch im akademischen Raum!<sup>3</sup>

Doch auch etwas anderes nahm zu bzw. neue Gestalten an: das Gewaltpotential in der Gesellschaft. Nicht selten verwandelten Bürgerinnen und Bürger, die mit der gesamten bundesdeutschen Entwicklung zufrieden waren und kein Verständnis für den studentischen Protest aufbrachten, ihre Balkonpflanzen in Wurfgeschosse gegen ›die‹ Studenten – kraftvoller Protest gegen den Protest! Verbissenes Festhalten am Tradierten – dieses wurde durch eine sehr einseitige, teilweise nur noch hetzende Berichterstattung der Presseorgane des Axel-Springer-Konzerns massiv angeheizt, die an die Stellung des Hugenberg-Presseimperiums in der Weimarer Republik erinnerte! Die wachsende und wechselseitige Verständnislosigkeit kulminierte im Zusammenprall zwischen protestierenden Studierenden und der Polizei bis zum Todesschuss auf Benno Ohnesorg

3 Siehe hierzu auch den Nachruf von Elmar Altwater auf Christel Neusüß, in: *Prokla* Heft 71, 18. Jg. 1988, Nr. 2, S. 2–6, hier S. 5.

## »Über was schreibst du denn?«

Seit Jahren war ich beunruhigt. Ich kam mit meinem Zweitvater Marx nicht mehr umstandslos zurecht.

Bei meinem zunehmend frustrierten Durchforschen der verschiedenen säuberlich voneinander getrennten Kästen der bürgerlichen Wissenschaft, der Politologie, Volkswirtschaftslehre, Soziologie und Geschichte war ich auf ihn getroffen. Ab und zu schon einmal vorher, mit regelrechten Glückserlebnissen aber während der Studentenrevolte. Das lag damals ja nahe, ich war schließlich keine Ausnahme. Trotzdem, ich hatte auch meine eigenen Motive.

Durch Marx ging mir ein Licht auf: Die dunklen Wände, die die Kästen Wirtschaft, Staat, Politik, Geschichte voneinander abgeteilt hatten, wurden plötzlich angeleuchtet, und da zeigte sich: Es gab sie gar nicht! Ich hatte schon immer vermutet, daß an weiten Teilen der Wissenschaft, die man mir da an bundesdeutschen Universitäten vermittelte, etwas faul sei. Für meine Weigerungen, bestimmte Sparten dieser Wissenschaften überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, bekam ich jetzt die Argumente geliefert. Der Soziologe Nikolaus Luhmann zum Beispiel, dessen Arbeiten ich als Assistentin der Politologie hätte lesen müssen, dachte so verquer und kompliziert von oben herab, der Versuch, nachzuvollziehen, was er schrieb, tat meinem Kopf solche Gewalt an, daß ich mich einfach weigerte: Nein, den tue ich mir nicht an, Systemtheorie ist nichts für mich. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß, würde ich Luhmann begreifen, andere Sachen, die ich begriffen hatte, endgültig verschwinden würden. Wenn in Fachkreisen das Gespräch auf Systemtheorie kam und die Kollegen voraussetzten, daß auch ich alles gelesen hätte, raffte ich mich lieber zu einem schlichten Nein auf und teilte mit, daß ich diesem Herrn den Zugang zu meinem Kopf verweigere. Das galt zwar als unwissenschaftlich, aber

das nahm ich in Kauf. Denn meine neugierigen Rückfragen an die fortschrittlichen Kollegen, sie sollten mir doch mal erklären, was an der Systemtheorie so toll sei und wozu man sie brauchen könne, stießen auf peinliches Schweigen oder lösten Redeströme aus, die ich wiederum nicht verstand und die meine jeweiligen Gegenüber selbst nicht recht zu überzeugen schienen.

Aber zurück zu Marx. Ich hatte die Zeit vor 1945 und danach nicht vergessen. Auch das traf für viele zu, was also war mein besonderes Problem? Daß da 1945 plötzlich eine historische Trennwand gewachsen sein sollte – Ende des Faschismus, jetzt kommt etwas ganz Neues, nämlich die Demokratie –, das war mir nie in den Kopf gegangen. Das hatte ich auch anders in Erinnerung. Zwar gab es überraschende Wandlungen. Die Bücherschränke der Leute in dem großen Haus, in dem wir wohnten, leerten sich völlig einen Tag bevor die Amis kamen, übrig blieb nur die Bibel. Sie stand ganz vereinsamt da. Der Rest wurde hektisch in Säcke gepackt und in die Eder, an der wir wohnten, versenkt. Auch die vielen Fahnen sollten das gleiche Schicksal erleiden. Meine Tante Anna und meine Mutter sagten: »Der schöne Stoff«, packten die Säcke, die im Hof standen, wieder aus und trennten die weißen Felder mit den Hakenkreuzen ab. Dieser Vorrat reichte hin, meine Geschwister und mich einige Jahre lang mit roten Sommerkleidern, Badehosen, Blüschchen, kurz, allem, was wir brauchten, auszustatten. Meine Mutter hatte ihren Bücherschrank nicht ausgeräumt, es war ja nichts weiter Anstößiges drin, außer einem Zigarettenalbum mit Bildern vom Führer in allen Lebenslagen. Das bemerkten wir aber erst, als wir in das Chaos unserer Wohnung zurückdurften: Da war der Schrank mit den vielen schönen Büchern ausgeräumt, und obenauf lag das Zigarettenalbum, und die Amerikaner hatten draufgekotzt.

Die Bücherschränke waren leer, aber sonst hatte sich nicht viel verändert. Mit Frau Rudolf von oben, zu der ich ging, wenn ich Differenzen mit meiner Mutter hatte, und mit der ich das Reflektieren lernte, nämlich warum wohl meiner Mutter heute die Hand ausgerutscht war oder warum sie was

Ungerechtes zu mir gesagt hatte, welche vernünftigen, wenn auch nicht gerade gerechten Gründe sie bewegt haben könnten – mit Frau Rudolf führte ich weiter meine langen Gespräche. Sie war eine überzeugte Nazisse gewesen, das hatte mich aber weder vorher noch nachher gestört. Und sie konnte gar nicht fassen und glauben, was da alles Schlimmes passiert sein sollte. Im Lebensmittelladen bekam meine Mutter auch nach 1945 nichts von den Sonderlieferungen ab, obwohl es ja jetzt nicht mehr anstößig war, daß sie mit den Nazis nichts zu tun haben wollte. Sicherlich, die Sache mit den Bücherschränken hatte mich beeindruckt, aber mir war klar: Das mit der Wand stimmt nicht. Schnell mal die Säcke in die Eder, und alles ist weg – so einfach konnte das nicht sein. Da waren doch dieselben Leute, die waren nicht einfach alle im April 1945 gestorben, um dann wie Venus aus dem Schaum unschuldig neugeboren zu werden. So schnell ging das doch nicht. Welche Mühe hatte unsere Mutter, uns großzuziehen. Und die Kinder auf der Straße. Ich wurde zwar nicht mehr verprügelt, weil ich es nicht über die Lippen brachte, zu singen »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt«, aber verprügelt wurde ich doch ab und zu immer noch, weil ich ein Knochengerüst war und das Zurückschlagen Schwierigkeiten bereitete.

Und als dann die Geschichte mit den Notstandsgesetzen kam – und das fiel so erstaunlich mit der ersten kleinen Wirtschaftskrise zusammen –, da fand ich, es sei höchste Zeit, zwischen den Kästen hin und her zu springen: Faschismus – Demokratie – Staat – Wirtschaft, das eine hat mit dem anderen nichts zu tun? Nein, so einfach geht das nicht. Da gibt es Zusammenhänge. Wenn wir jeweils nur in die eine Schublade sehen, dann können wir doch gar nicht erkennen, was noch alles passieren kann, dann sind wir blind. Wie gesagt, in dieser Situation traf ich auf Marx. Und der half mir auf die Sprünge. Ich war begeistert.

Im »Kampf gegen die Notstandsgesetze« – so hieß es damals – arbeitete ich mit den Gewerkschaften zusammen, mit Betriebsräten, Vertrauensleuten, jungen Arbeitern und Funktionsträgern aus der IG Metall. (Meine späterhin »eigene« Or-

ganisation, die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, war an dem Ort in Bayern, wo ich zu dieser Zeit berufstätig war, so gut wie nicht existent.) Und was für mich dabei wichtig war: die Erfahrung einer gemeinsamen Opposition von Studierenden und Arbeitern. Das war ein weiterer Grund dafür, daß ich in der marxistischen Theorie und der Geschichte der Arbeiterbewegung wissenschaftlich vor Anker ging. Die Genossen von der SPD, die ich ja nun auch kennenlernte, meinten, man brauche nur einen wohlgeordneten Handwerkskasten, ein bißchen Konjunktursteuerung, ein paar neue Steuergesetze, ein paar Wissenschaftler, die jährlich untersuchten, wie alles im vorangegangenen Jahr gelaufen war und wie es im nächsten Jahr laufen würde, und dann heiße es, den Werkzeugkasten hervorzuholen und da eine Schraube zu lockern und dort eine Schraube festzudrehen. Das nahm ich ihnen nicht ab. Ich konnte beweisen, daß die Sache so einfach nicht war. Mit dem Kapitalismus ließ sich nicht spaßen. Schließlich hatten wir das selbst noch erlebt. Notfalls holt er den Faschismus zu Hilfe, und der ist ein anderes Kaliber als so ein wohlgeordneter Werkzeugkasten. Sozialstaat schön und gut, aber ich glaubte einfach nicht mehr daran. Die Notstandsgesetze – das war eine Warnung. Wozu brauchten sie die, wo doch alles funktionierte? Warum stimmte die SPD diesem makabren Hilfsmittel zu für den Fall, daß alles nicht mehr so gut läuft? Schließlich hatte sie doch den Sozialstaat und den Minister Schiller.

Was machte mich also nach Jahren gründlicher Durchsicht und Anwendung der Marxschen Theorie zur Entschlüsselung von Fragen der Gegenwart, nach Jahren aktiver Arbeit auch in meiner Gewerkschaft, stutzig? Zunächst das, was auch alle anderen oder, vorsichtiger ausgedrückt, viele andere aus der Generation der Studentenbewegung stutzig machte: Die Arbeiterklasse wollte nicht so recht, wie wir und Marx das wollten. Neue »historische Subjekte« tauchten am Horizont auf: die Antiatombewegung, die Ökologen, die Frauen, die Alternativprojektler. Mein langjährig-treues Gewerkschafterrinnendasein begann ich zu ergänzen durch Mitarbeit bei den Alternativen, dem Berliner Netzwerk, und dabei machte ich

Erfahrungen, die sich nicht auf den gemeinsamen Nenner einer zielklaren Fortschrittsstrategie bringen ließen. Ich ließ beides nebeneinander herlaufen, widerspruchsvoll, sozusagen zerlegt in zwei nicht mehr bruchlos ineinanderpassende Teile. Ich war neugierig, was daraus werden würde.

Und dann gab es noch einen anderen Strang: »ich als Frau«. Diese Tatsache hatte mich lange Zeit nicht sonderlich interessiert. Eher wunderte es mich – und manchmal fand ich es auch ein wenig ärgerlich –, daß viele der intellektuellen Frauen in meinem Blickfeld diese Tatsache zum Hauptgegenstand ihrer wissenschaftlichen Reflexionen und Forschungen machten. Mir widerstrebe es auch zutiefst, mich zu beklagen, mein individuelles Schicksal als Frau zum Anlaß allgemeinen Veränderungswillens zu machen.

Als minderwertig Geachtete wollte ich mich nicht anschauen, und ich war es ja auch nicht umstandslos. Schließlich respektierte die Männerwelt die Resultate meiner Kopfarbeit. Kinder hatte ich auch nicht. Ich mochte meinen Beruf als Lehrerin und später an der Uni, meine Lebensgefährten hatten nichts für Hausarbeit übrig. Kinder zu bekommen, das bedeutete einfach zuviel Arbeit: hin und her gerissen sein, nichts richtig machen können, gespalten sein. Andere Frauen, die auch ihre Berufsarbeit liebten, bekamen trotzdem Kinder. Doch meine Angst war zu groß.

Und wovor hatte ich solche Angst? Warum machte ich sie nicht zum Gegenstand meiner Kopfarbeit, warum spaltete ich als Frau mich ab von meiner Existenz als wissenschaftlich reflektierender Kopf und als politisch agierende Person? Was war denn so bedrohlich?

Ich wollte nicht zu den Benachteiligten, den Unterdrückten gehören. Ich strickte mir ein Muster, nach dem die besonderen Probleme, denen ich als Frau innerhalb meiner »Privatbeziehungen« begegnete, mit meinen individuellen Besonderheiten und denen meiner Lebensgefährten zu tun hatten. Da gab es nichts Verallgemeinerungsfähiges und zu Reflektierendes, nichts wissenschaftlich-politisch Relevantes. Da kamen halt zwei Personen jeweils besonderer Art zusammen, die früher



oder später Schwierigkeiten bekamen. Komisch. Denn die speziellen Unbilden, denen ich da begegnete, die waren schließlich gar nichts Einmaliges, sondern durchaus frauendurchschnittlich: die mich beutelnde Angst vor Schwangerschaft. Nein, ich wollte kein Kind, nicht so früh, später vielleicht. Was hatte ich da alles von den Müttern gehört, wie es bei einer »Entbindung« so zugeht. Nicht nur die Schmerzen, nein, es kann dir passieren, daß du behandelt wirst wie ein unmündiges, unzurechnungsfähiges Wesen, entwürdigend. Das vertrug sich nicht mit meinem mit Kant, Hegel und Fichte gefüllten Kopf. Wo blieb denn da das Subjekt, die Selbstbestimmung?

Dann der zermürbende Kampf um die Hausarbeit, erfolglos geführt über lange Jahre. Meine Nervosität, weil ich – auch ohne Kind – Beruf und Haushalt häufig nicht mehr schaffte. Die Zweifel an meiner Liebesfähigkeit, die mir entgegengehalten wurden, wenn ich mit problembeladenem Kopf von irgendeiner politischen Veranstaltung kam und nicht hingebungsvoll in die Arme des Lebensgefährten sinken konnte. Das schlechte Gewissen, wenn ich mich mit einem der Wissenschaftlerköpfe unterhielt, seine Frau schweigend dabeisäß und irgendwann schweigend das Zimmer verließ; diese Hilflosigkeit, die mich dann überkam. Das Privileg, immer mal eine Geliebte zu haben, das sich meine Lebensgefährten als selbstverständlich herausnahmen, während sie völlig ausrasteten, wenn ich nach langen Jahren der Trotzdem-Treue einmal desgleichen tat. Diese empörende Ungleichheit, tief verankert und vom Kopf her unlenkbar in der Empfindungsweise der Männer. Die dauernde Verfügung über meine Zeit, meine Person zum Zwecke der Selbstbestätigung, während ich selten etwas zurückbekam.

Und dann die Erfahrungen während meiner »Berufskarriere«. Die Abweisungen meiner Stellenbewerbungen mit Argumenten wie »Sie sind zwar qualifiziert, aber Sie müssen doch keine Familie ernähren«. Oder auch: »Die vielen Sachen, die Sie da mit Männern zusammen veröffentlicht haben, da haben Sie doch nur Ihren Namen druntergesetzt.« Meine wilde Arbeitsamkeit, getragen von Neugierde und Wissensdrang, aber

natürlich auch von der Angst, es könnte sich doch herausstellen, daß mein Frauenkopf nicht so gut funktionierte. Die Angst und die Aggressionen, mit der in schöner Regelmäßigkeit männliche Kollegen und Mitstreiter auf diese Arbeitsamkeit und auf mein nie endenwollendes intellektuelles Grübeln reagierten. Insgesamt allerdings konnte ich mich auf diesem Sektor nicht beklagen. Sonst hätte mir ja die Erfahrungsbasis gefehlt für meine feste Überzeugung, meine Geschlechtszugehörigkeit sei ein theoretisch vernachlässigungswertes Faktum.

Schwerer wiegende Irritationen erfuhr ich bei meinen diversen politischen Tätigkeiten. Irgend etwas in meinen Anschauungen und Verhaltensweisen stand da immer wieder quer zum Üblichen: mein Störverhalten, wenn lange Auseinandersetzungen um Vereinheitlichungen geführt wurden, meine Uneinsichtigkeit in den Sinn solcher zermürbenden und zum Teil entsolidarisierenden Operationen. Ich wollte und konnte einfach nicht begreifen, warum es notwendig sein sollte, ideologisch-weltanschaulich genau das gleiche im Kopf zu haben, um gemeinsam handeln zu können. Da wurde stundenlang hart gestritten, um zu einem gemeinsamen Programmpunkt zu kommen, der dann, angesichts der realen Machtverhältnisse, völlig irrelevant war. Das Gefühl der Solidarität, des Vertrauens und der gegenseitigen Achtung wurde meines Erachtens leichtfertig aufs Spiel gesetzt, um Abweichler auf die Linie zu bringen. Ich sei halt nicht konfliktfähig, sei halt eine Frau, liebebedürftig, unpolitisch – wie oft habe ich das gehört, wenn ich nicht bereit war, jeden Machtclinch geschlossenen Auges zu unterstützen. Die Frau sah einfach nicht ein, daß es hier um Leben oder Tod, Fortschritt oder Reaktion ging. Meine Versuche, mich auch mal in die Situation des Gegners zu versetzen, mit seinen Augen die Szenerie zu betrachten, wurden als völlig abwegig disqualifiziert. Und dann das nachsichtig herablassende Lächeln, wenn ich zu bedenken gab, daß bestimmte Personen oder auch Parteiungen unter anderen Bedingungen womöglich auch anders zu denken und zu agieren in der Lage seien; andererseits aber auch Vorwürfe, ich sei ja wie ein Mann, wenn ich entschieden und gegebenenfalls

auch hart eine bestimmte Position, die mir wichtig war, durchkämpfte. Natürlich kamen solche Mahnungen von Männern.

Wie ich es machte, war es falsch. Nicht immer, aber oft. Und ich selbst? Nun, ich tat mir zunehmend Gewalt an, litt, opferte für den Fortschritt.

Doch all diese Erfahrungen waren nicht theorierelevant, um Gottes willen, wo kämen wir da hin, das wäre ja eine völlige Überschätzung der ganz subjektiven, zufälligen Person.

Kurz und gut, ich spaltete mich auf in eine zunehmend kranke Frau, einen rebellierenden Körper, mit dem ich immer weniger zu tun haben wollte, eine Frau, die nicht zum Kopf gehörte – schließlich war dieser Aspekt meiner Person ständig erneut Gegenstand von Kränkungen –, und in den freien, unabhängigen, selbstbewußten Kopf. Ich versuchte es wenigstens. Aber es ging schief. Als ich nur noch krank war und mir dauernd das Wort Schizophrenie im Kopf herumging, faßte ich den Entschluß und trennte mich von meinem zweiten langjährigen Lebensgefährten. Und, es geschah das Wunder: Von einem Tag auf den anderen war ich gesund, und, was mich überraschte, ich hatte wieder einen Körper, der zu mir gehörte, in dem ich mich wohl und glücklich und lebendig fühlte. Diese Erfahrung setzte, wenn auch über tausend Hindernisse und Umwege, meinen »Denkapparat« in Gang: »Ich als Frau« kam zum Vorschein. Der Begriff »Ausbeutung« trat plötzlich in mein Bewußtsein. War ich nicht auch ausgebeutet worden? Hatten sich meine Lebensgefährten nicht von meinen Kräften genährt, ohne mir etwas zurückzugeben? Warum sollte das völlig irrelevant sein für die Frage der menschlichen Emanzipation? Schließlich kannte ich ja auch andere Leiden, die des Hungers, der Kälte, aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Ich erinnerte und verglich. Waren diese Leiden denn wirklich so viel schlimmer als meine Leiden als Frau? Warum diese Hierarchisierung? Wenn du hungerst, dann ist das ganz schlimm, wenn du frierst, dann ist das furchtbar, aber wenn du verrückt zu werden drohst, weil du eine Frau bist und trotzdem etwas auf dein Selbstbewußtsein gibst, dann ist das dein ganz vernachlässigenswertes Privatproblem.

Die Sache bohrte und bohrte in mir, aber mein Kopf war nach wie vor mit Marx gefüllt, soviel hatte ich von ihm gelernt, so Kluges hat er über den Kapitalismus geschrieben! Ich geriet ins Grübeln. Ein Forschungssemester lang las und las und schrieb und schrieb ich. Ich wußte selbst nicht, was ich eigentlich wollte. Ich tippte einfach mal drauflos, gespannt, was aus der Schreibmaschine herauskommen würde. Alles bisher Gelernte ging ich noch einmal durch, den Marx, die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Philosophie, die großen bürgerlichen Soziologen, den Faschismus, die politische Theorie über Staat, Demokratie und so weiter, die Industriesoziologie, meine angesammelten Kenntnisse über Gewerkschaftspolitik, alles, was zur Frage »Sozialstaat« erreichbar war, und die aufsprießende ökologisch-technikkritische Literatur. Und: auch ein paar verstreute Texte aus der Frauenbewegung. Wenn mich Leute fragten: »Über was schreibst du denn, wie soll es denn heißen, das Buch« ?, geriet ich ins Stottern. Ich wußte nicht recht, irgendwas über die Geschichte des »Subjekts«, der »Person«, des »Individuums« in seinem Verhältnis zum Staat, zur Gesellschaft. Ein andermal sagte ich ganz schlicht: »Die Sache mit der Liebe und der Arbeit interessiert mich.« Es war mir peinlich, wenn ich gefragt wurde. Ich sagte: »Ich muß ja erst herauskriegen, worüber ich schreibe. Ich weiß eigentlich nicht, was das ist, das ›Subjekt‹, die ›Person‹, das ›Individuum‹.« Mahnende Worte erreichten mich: »Wie kannst du denn schreiben, wenn du nicht weißt, worüber du schreibst.« In meiner Verwirrung machte ich dann längere Ausführungen über das, was ich schon zu Papier gebracht hatte, irgendwann trat dann bei meinem Gegenüber angestregtes Schweigen ein. Daran merkte ich, daß es Zeit war aufzuhören.

Niemand der mich umgebenden Wissenschaftler konnte mir helfen. Zwei mir freundlich gesinnten Männerköpfen gab ich das umfängliche Manuskript zu lesen. Sie machten sich auch Mühe damit. Aber was sie mir dann dazu erzählten, einige Tips zur Korrektur, einige Bemerkungen, das sei schon ganz spannend, und ich solle hie und da etwas verändern und dann die Sache auf den Buchmarkt werfen, halfen mir nicht

weiter. Es waren recht angestrengte Unterhaltungen. Zu den Unklarheiten, um die meine Gedanken kreisten, fiel ihnen auch nichts ein. Wenn ich heute die 250 Seiten, die ich herunterschrieb, durchlese, so drängt sich mir der Eindruck auf, daß es ein Großreinemachen war: Und am Ende stand ich da, so klug als wie zuvor. Sämtliche Männerfraktionen bin ich noch einmal durchgegangen, die Altlinken-Traditionalisten, also die gewerkschaftlich Orientierten, wie sie sich selbst nannten; die Ökologen und Technikkritiker mit ihren auftauchenden Sehnsüchten nach der Vergangenheit; die Sozialdemokraten und die freiheitlich Liberalen. Und überall rannte ich mir den Kopf ein. Nichts lag auf meiner Linie, auf der Linie meiner Bedürfnisse und Wünsche nach Zukunft. Die Ökologen-Netzwerk-Fraktion stand mir noch am nächsten, ohne Zweifel. Aber irgendwie ging das auch nicht mit meinen Interessen zusammen. Aber was waren denn meine Interessen? Ich wußte es nicht. Schließlich war ich nach wie vor von der Geschlechtsneutralität sämtlicher gesellschaftlich-politischer Vorstellungen, Handlungsweisen und Zukunftsentwürfe überzeugt. Mein theoretischer Kopf wußte das nicht anders, und er hielt mit zäher Hartnäckigkeit daran fest. Obwohl: Warum fielen mir denn damals fast immer die Frauen, natürlich die anderen, als Gegenbeispiele ein, als Probe aufs Exempel der verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Richtungen? Erst jetzt fällt mir das auf, wo ich das Manuskript nach Brauchbarem durchsuche zur Beantwortung der Frage, wie ich denn nun auf die Frauenarbeit und auf mich gekommen bin. Wie gelangte ich bis zu dem Punkt, an dem ich den letzten Kasten für unbrauchbar erklärte, den Kasten, in dem ich selbst als »Privatperson Frau«, säuberlich getrennt von der politisch agierenden Person und vom wissenschaftlich geschulten Kopf, saß? Wie habe ich es geschafft, seine dicken Wände zu beseitigen? Denn daß diese am solidesten waren, wenigstens für mich, zeigt sich daran, daß ich hier die längste Zeit brauchte, sie zum Einsturz zu bringen.

Dabei hatte ich das Abtragen doch eigentlich schon zum Programm erhoben. Was sollten denn meine Bemerkungen,

ich wolle hinter die Sache mit der Arbeit und der Liebe kommen? Aber ich behandelte die Frage meinen Kopftraditionen gemäß traditionell. Arbeit ist Arbeit, und Liebe ist Liebe. Und das sind halt die beiden verschiedenen Seiten der menschlichen Existenz. In meiner Privat-Kopf-Gefühlsarbeit war ich durchaus schon weiter. Bei meinem Lebensgefährten war mir aufgefallen, und das hatte ich zunächst auch als Hauptgrund für die Trennung angegeben, daß er sich mit der Liebe keine Arbeit machte, daß sein sehr gut entwickelter theoretischer Kopf der Gefühlswelt eines Kindes gegenüberstand. Da hatte keine Entwicklung, keine Zivilisation stattgefunden. Das wenigstens war mein Eindruck. Im Kasten »Privates« hatte ich also schon Erkenntnisarbeit geleistet, ich hatte die Geschichte von der Liebe als einfach so daseiende Naturerscheinung in Frage gestellt. Über diesen Fallstrick ließ er mich schließlich immer wieder stolpern. »Was machst du für ein Theater. Wenn du mich wirklich lieben würdest, dann würdest du dich über Kleinigkeiten doch nicht aufregen.« Eine durchaus übliche Formel, wie ich von anderen Frauen gehört habe. Mir war klar geworden: Zur Liebe gehören auch Konzentration, Aufmerksamkeit, Tätigkeit, Anstrengung, Kopfarbeit, Gefühlsarbeit. Aber in meinem wissenschaftlichen Kopf standen Arbeit *und* Liebe, Staat, Industrie, Politik, Institutionen und die dazugehörigen Werte, nämlich Freiheit und Gleichheit, immer noch unverbunden neben der »Liebe«. Die gehörte irgendwie nicht dazu. Ich bekam die Sache nicht »in den Griff«.

Ich ließ das Manuskript liegen, wandte mich wieder der »Politik« zu, war als Vermittlerin zwischen meiner Gewerkschaft, der GEW, und der Instandbesetzerbewegung in Berlin tätig, mühte mich redlich mit der »Neuen Heimat« ab, Besitzerin einer Reihe besetzter Häuser und gewerkschaftseigenes Unternehmen mit ganz ungewerkschaftlicher Politik, beobachtete teilnehmend mir von der Gewerkschaftsarbeit her ungewohnte und meinen Bedürfnissen genau entsprechende Organisations- und Handlungsformen einer sogenannten »Neuen sozialen Bewegung«, arbeitete mir meine restliche Blauäugigkeit über den Zustand der Gewerkschaften als etablierte Institu-

tion weg. Und dann hatte ich plötzlich das dringende Bedürfnis, endlich zu dem zu kommen, was mich nun schon seit Jahren bewegte.

Ich setzte ein halbes Jahr Beurlaubung von meinen umfangreichen Lehrverpflichtungen als Fachhochschullehrerin durch und begab mich erneut an die Schreibmaschine, begann mit der Durchsicht der komplizierten Debatte zwischen Marxisten und Feministinnen über die Frage, ob Marx nun die Hausarbeit berücksichtigt habe und, wenn nicht, ob das theorierelevant oder vernachlässigenswert sei. Schon zuvor hatte ich mich gründlicher in die feministische Literatur versenkt, Seminare zu entsprechenden Themen abgehalten. Ja, und dann begann ich plötzlich zu lachen. Lachend bearbeitete ich die Tastatur meines Produktionsmittels. Meine eigenen Erfahrungen als Person weiblichen Geschlechts und die theoretische Diskussion, die da streng wissenschaftlich geführt wurde, schossen zusammen. Tatsächlich, mein Zweitvater Marx, er hatte ja gar nicht mit allgemein-menschlich-geschlechtsneutralem Blick auf die kapitalistische Gesellschaft geschaut. Trotz der geradezu einmaligen Fähigkeiten seines kritischen Verstandes war es ihm nicht gelungen, seine Subjektivität an diesem Punkt aus der Distanz zu sehen. Seinen männlichen Blick hat er nicht zum Gegenstand der Reflexion gemacht.

Den letzten entscheidenden Fingerzeig hatte mir die Lektüre eines Artikels der feministischen Wissenschaftlerin Maria Mies gegeben. Da stand ein Satz, der sich genau in meine noch ungeordneten Gedankenketten einfügte und half, sie in eine Ordnung zu bringen. *»Marx hat vor allem den männlichen Menschen im Kopf gehabt, der mit ›Armen, Beinen, Kopf und Händen‹ auf die äußere Natur einwirkt. ›Aneignung der Natur‹ bedeutet für Marx an diesem Punkt bereits Herrschaft über die Natur. Damit hat er den Aneignungsbegriff, der in den Frühschriften noch im Sinne von ›zu eigen machen‹, ›vermenschlichen von Natur‹ gebraucht wurde, auf ein Herrschaftsverhältnis reduziert.«<sup>1</sup>*

Ich war bei meinem Thema angelangt. Denn das Thema, was mich seit Beginn meiner theoretisch-wissenschaftlichen

Veröffentlichungstätigkeit beschäftigte, hieß ja nicht nur Marx, es war die Geschichte der Arbeiterbewegung bis auf den heutigen Tag und was sich für das gegenwärtige politische Handeln daraus lernen ließe. In dieser Hinsicht war ich schließlich auch praktisch tätig. Und in der Tat, indem ich einen Perspektivwechsel vornahm, nicht mehr nur als theoretischer Kopf von oben, sondern als qua Geschlechtszugehörigkeit Betroffene auch von unten hinsah, indem ich meine Angst, zu den »Unterdrückten« zu gehören, überwand, ordnete sich vieles in ein neues Muster. Dieses Muster herauszufinden und zu konkretisieren beflügelte meine Neugierde und meine Schreibmaschine. Ich sah nicht mehr mit geschlechtsneutral-»objektiv«-»wissenschaftlichem« Blick, ich benutzte meine subjektiven Augen. Ich legte meine Skrupel, ob ich der Sache der Arbeiterklasse in all ihren Aspekten gerecht würde, ab und dachte: Wenn die männlichen Vertreter des Sozialismus über hundert Jahre subjektiv-männlich die Gesellschaft und den »Fortschritt« betrachtet haben, dann darf ich auch mal subjektiv-weiblich auf ihre Kopf- und Praxisprodukte blicken. Sie haben die in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung den Frauen zugewiesenen Tätigkeiten nicht als geschichts- und menschenrelevant eingeschätzt, sie haben sie in der Regel nicht einmal eines ernsthaften Blickes gewürdigt. »Mann« kann nicht einen so großen Batzen Arbeit in die Lethe, den Strom des Vergessens, werfen, ohne daß dies Folgen hätte für die Vernünftigkeit, für die Realitätstüchtigkeit der Erkenntnis und des Handelns; das gilt auch für die Arbeiterbewegung selbst. Darum geht es mir. Auch den Sozialismusmännern hat es nicht gutgetan, so einseitig-subjektiv-»unwissenschaftlich« auf die Gesellschaft zu schauen.

Ich will also nicht erneut das prekäre Verhältnis zwischen Arbeiter- und Frauenbewegung beschreiben; auch das Verhältnis sozialistischer Männer, Arbeitermänner, zu ihren Frauen ist nicht mein Thema. Was mich eigentlich interessiert, ist die Entschlüsselung speziell männlicher Muster von Arbeit, Produktivität und sozialem Handeln, gewissermaßen eine Ausfaltung der zitierten These von Maria Mies anhand



der Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung. Die Frau Rosa Luxemburg war mir im übrigen außerordentlich wichtig und hilfreich bei dieser Arbeit. Denn, so meine These, ihr eigenes Muster ist geprägt durch die Praxiserfahrungen ihres Geschlechts. Sie hat sich über bestimmte Kopfgeburten der Arbeiterbewegung lustig gemacht, was ihr den Vorwurf einbrachte, sie bringe »alles durcheinander«.

Nach dem bisher Gesagten ist, glaube ich, deutlich geworden, daß das Folgende meinem gegenwärtigen Erkenntnisstand entspricht. Die Entwicklung von Erkenntnissen aber, wenn sie denn die Bezeichnung verdienen, ist immer im Fluß.

## 1. Der Mann Marx. Kopf und Hand – wo bleibt denn da der Rest?

Schon seit langem haben die feministischen Wissenschaftlerinnen für meine Begriffe klipp- und klargelegt, daß die Arbeit, die meine Mutter zu Hause getan hat – vier Kinder hat sie großgezogen –, innerhalb der Marxschen Theorie nicht gerechnet wird, daß er die Hausarbeit und alles, was damit zusammenhängt, nicht als gesellschaftlich notwendige Arbeit betrachtet.<sup>1</sup> Trotzdem werden immer erneut Ausreden gefunden, die begründen sollen, daß dieses Vergessen irrelevant ist für die Analyse der kapitalistischen Ökonomie. Die Frauen arbeiteten zu Hause ja schon, da müsse man den Feministinnen recht geben, aber daß Marx daran nicht gedacht habe, ändere überhaupt nichts an der Korrektheit seiner Theorie. Im Gegenteil, die Hausarbeit gehöre in die Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses nicht hinein. Da liege der alte Genosse schon richtig.<sup>2</sup>

Zu Beginn meiner eigenen Auseinandersetzung mit Marx lasse ich diese Debatte Revue passieren, und zwar weil ich die Argumentationsketten im Gesamtzusammenhang brauche und weil ich mich in meinen eigenen Worten ausdrücken will. Zudem ist mir meine eigene Methode dabei wichtig: nämlich nicht einfach relevante Zitate aufzugreifen, sondern im Zusammenhang des Aufbaus des ökonomischen Hauptwerks von Marx: »Das Kapital« zu argumentieren. Davon erhoffe ich mir etwas für die Überzeugungskraft der feministischen Argumente, aber auch einige weiterführende Resultate.

Eines muß ich allerdings zugestehen. Für Nicht-Marxexperten wird es auf den ersten Seiten zunächst etwas schwierig. Diese Leserinnen und Leser bitte ich um Geduld. Im weiteren Verlauf klärt sich die Szenerie der Argumentation. Und warum ich überhaupt mit Marx beginne, mich noch einmal an ihm